

ABSTRACT N°2 — 2010

# DAS ENDE DES WISSENS

EINE GEBRAUCHSANLEITUNG  
FÜR DAS 21. JAHRHUNDERT

---

Mit Beiträgen von  
*Richard Florida, Ulf Lindgren,  
Ueli Mäder und John Maeda*

*Herausgegeben von W.I.R.E., dem Think Tank  
der Bank Sarasin & Cie AG und des Collegium Helveticum  
von ETH und Universität Zürich*



# INHALT

## DAS ENDE DES WISSENS

- 11** Die Kunst des Weglassens  
*Interview mit John Maeda*
- 19** Talent, Technologie und Toleranz  
*Interview mit Richard Florida*
- 27** Computer aus, Hirn ein  
*Von Daniel Bütler*
- 35** Wir wollen keine Silos  
*Interview mit Ulf Lindgren*
- 45** Chancengleichheit bedeutet nicht,  
Ungleiches gleich zu behandeln  
*Von Ueli Mäder*
- 51** Vorstellungskraft ist wichtiger als Wissen  
*Von Burkhard Varnholt*
- 55** Plädoyer für eine Fehlerkultur  
*Von Stephan Sigrist*
- 63** Chindogu. Die Kunst des Unbrauchbaren

## IDEEN

- 73** Fakten, Trends und Visionen, die den Zeitgeist prägen

## 126 METAMAP

## 129 FROM FICTION TO SCIENCE

## 135 KULTUR & GADGETS

## 148 AGENDA



# CHANCENGLEICHHEIT BEDEUTET NICHT, UNGLEICHES GLEICH ZU BEHANDELN

*Eine Gesellschaft ist nur langfristig stabil, wenn es möglichst vielen gut geht. Und dies bedingt, dass alle die gleichen Möglichkeiten haben. Damit aber jeder vom Bildungsangebot profitieren kann, braucht es erst einen materiellen Ausgleich. Und statt auf Schwächen rumzuhacken, müssen wir eine gezielte und motivierende Förderung von Jugendlichen schaffen. Sonst geraten die sozial Benachteiligten in Zukunft noch mehr unter die Räder.*

*Von Ueli Mäder*

In meinem Schrank befinden sich zahlreiche Berichte über Jugendliche, die wegen physischer Gewalttätigkeit eine Strafe erhielten. In diesen Dokumenten ist öfters die Rede von Schulschwächen, häufigen Absenzen, Lehrabbrüchen und schwierigen beruflichen Aussichten. Was könnte diesen Jugendlichen helfen?

«Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg» sagt der Volkmund. Wer arm ist, ist folglich selber schuld. So einfach ist es aber nicht. Es gibt Erwerbstätige, die viel arbei-

ten und wenig verdienen. Diese «Working Poor» kommen trotz grosser Anstrengung finanziell auf keinen grünen Zweig. Und zwar auch, weil sie mehrheitlich über keine Berufslehre verfügen. «Ich hätte halt in der Schule besser aufpassen müssen», sagte mir eine Frau vom Reinigungsdienst. «Dann stünde ich heute besser da.»

Doch die Chancen sind von Anfang an unterschiedlich verteilt. Bildung wird vererbt: Wenn Eltern über eine qualifizierte Ausbildung verfügen, haben ihre Kinder eine wesentlich höhere Chance, einen guten Abschluss zu erlangen. Der Ausbildungsgrad steigt in der Regel auch parallel zum Einkommen. Den gut Gebildeten stehen die schwächsten Schulabgänger gegenüber, die zusehends Mühe haben, eine Lehrstelle zu finden. Gesellschaftspolitisch tickt hier eine Zeitbombe. Die dringende Frage lautet: Wie kann Bildung gerechter verteilt werden?

Chancengleichheit heisst das Zauberwort. Dieses ist in aller Munde, aber trügerisch. Chancengleichheit kommt nicht zustande, wenn wir Ungleiches gleich behandeln. Dann bleibt es nämlich ungleich. Wer aus einem Elternhaus mit sozialen Problemen stammt, kann ein- und dasselbe Bildungsangebot nicht gleich gut nützen wie jemand mit einem stabilen Hintergrund.

### VOM VERBRECHER ZUM TALENT

Der schweizerische Bundesrat empfiehlt im neuen Armutsbericht (2010), sozial benachteiligte Kinder bei ihren Hausaufgaben zu unterstützen. Das ist bestimmt hilfreich. Doch das Problem ist häufig ein anderes: Wenn wenig Geld vorhanden ist, bringt das Stress in die Familie. Eine nach-



haltige Besserung kann also nur stattfinden, wenn alle privaten Haushalte über genügend Einkommen verfügen.

Marktgläubige halten dieser Forderung entgegen, die Löhne entsprächen dem Spiel von Angebot und Nachfrage. Daher verdiene eine Putzfrau nur 16 Franken pro Stunde, ein Spitzenfussballer hingegen mehrere Millionen pro Jahr. Mit reiner Marktlogik lässt sich dieser Unterschied aber nicht erklären. Vielmehr mit dem Platz, der einem Fussballstar oder einer Putzfrau in der Gesellschaftshierarchie zugeteilt wird. Soziale Wertschätzung oder Geringschätzung von Personen und Berufsständen entscheiden oft mehr über deren finanzielle Stellung als der Markt.

Eine Gesellschaft entwickelt sich nur gut, wenn es möglichst vielen gut geht. Weil die Wirtschaft den materiellen Ausgleich aber nicht schafft, ist es in der Verantwortung des Staats, regulativ in den «Entlohnungsmarkt» einzugreifen. Mindestlöhne sind ein Schritt in diese Richtung. Sie reichen aber nicht aus. Oft leben betroffene Familien noch immer unter dem Existenzminimum. Was es daher braucht, ist mehr Solidarität in der Bevölkerung; die Bereitschaft der Reichen, den Armen finanziell unter die Arme zu greifen.

Doch die Nächstenliebe hat es schwer in der heutigen Gesellschaft. Ein Grund dafür ist das falsche Bild von jungen Menschen aus bildungsfernen Schichten. Was mich immer wieder beeindruckt, ist die Diskrepanz zwischen den Akten über Jugendliche und meiner Wahrnehmung von ihnen. Die Berichte erwecken oft den Anschein, als wären sie Verbrecher. Im Gespräch lerne ich aber interessierte Jugendliche mit vielen verborgenen Talenten ken-

nen. Und hier müssen wir ansetzen. Um die gesellschaftliche Integration dieser jungen Menschen zu fördern, müssen wir erstmal anfangen, sie nicht auf ihre Übeltaten zu reduzieren, sondern ihre Stärken aufzugreifen. Und zwar durch eine gezielte Förderung ihrer individuellen Fähigkeiten unter Berücksichtigung ihrer sozialen Voraussetzungen. Statt Kindern zu sagen, was sie alles nicht können, soll an das angeknüpft werden, was sie können und was sie interessiert. Zum Beispiel, wie ein Auto oder ein Computer funktioniert. Worauf man dabei setzen kann, ist die Neugierde. Sie ist von Kindesalter an bei allen vorhanden. Menschen sind soziale und lernfähige Wesen, die ihre Umwelt erkunden wollen – unabhängig von ihrer Herkunft.

Die Förderung der individuellen Stärken von Jugendlichen unter Berücksichtigung ihrer Herkunft und der materielle Ausgleich helfen, mehr Chancengleichheit zu schaffen. Damit in Zukunft auch sozial Benachteiligte die Möglichkeit haben, sich die Fähigkeiten anzueignen, die sie für das Berufsleben zwingend brauchen. Und nur das ist es, was unsere Gesellschaft langfristig stabil und lebendig hält.

---

*Ueli Mäder, Ordinarius für Soziologie an der Universität Basel, leitet das Institut für Soziologie und das Nachdiplomstudium in Konfliktanalysen. Er hat zudem eine Teilzeitprofessur an der Hochschule für Soziale Arbeit.*